

Zeitschrift: Bericht über das Jahr / Schweizerdeutsches Wörterbuch : Schweizerisches Idiotikon
Herausgeber: Schweizerisches Idiotikon
Band: - (1967)
Rubrik: Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 163, 164 und 165

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 163, 164 und 165

Die folgenden Hinweise können nur einige Ausschnitte aus den genannten Heften (zusammen 384 Spalten) bieten und bloß eine kleine Auswahl der Stichwörter erwähnen.

Das Wort ‚Pfote‘ ist dem Schweizerdeutschen fremd; im Bernischen und Freiburgischen sagt man dafür *Talpe*, sonst *Tāpe*, *Tōpe*. Scherzhaft oder derb braucht man dieses Wort auch für die menschliche Hand, seltener für den Fuß. *Es sūbers g'schleizts Tannbüschli* (ist) *der besser Chäsriierer, als mit b'schißnen* (schmutzigen) *Tāpen und dräckigen Ellbögen ime Chessi ummerzablen* (St. Antönien). «Nembt d Schmöckschitter (die Gewehre) von der Axle äweg; nembt s in de linke Tape; stellet s zum linggen Zeehen», kommandiert der Korporal in einer parodistischen Exerzierszene von 1694. Unfolgsame Kinder *chömed uf d'Tōpen über*, und *Tōpli*, Schläge auf die flache Hand mit dem Lineal oder dem Meerrohr gehörten vor 50 Jahren zum täglichen Schulbetrieb. *An öppisem umetāpe, öppis atāpe* heißt etwas unnötig berühren (und damit beschmutzen): *Du muest au alles atāpe, chast nüd mit den Auge luege?* 1698 wird in Zürich geklagt, auch die Ärmsten seien so anspruchsvoll, daß sie «nit mehr rauches Brot begehrind, sondern von guetem Kernem und bestem Weißbrot, an das sie vor den Läden schmökind und hin und her antopind, eh sie s kaufen». Männer mit *eme tōpige G'müet* haben die üble Neigung, Frauen zudringlich zu betasten. *De Rüedeli hät eso e tōpigs G'müet, 's Vreneli hät zue-n-em g'seit: Hör ūf oder heb Hōchsig!* (Messikommer, Zürcher Oberland).

Zu *Tilltapp*, Dummkopf, lautet eine Definition aus Basel: ‚Einer, der den Kaffee nicht erst am Samstag aufs Hemd schüttet, sondern womöglich schon am Montag.‘ *Tilltapp*

heißt im Fricktal, im Baselbiet und im solothurnischen Schwarzbubenland (andernorts *Ellgriesli*, *Tritsch* usw.) auch das fiktive Tier, das man Leichtgläubige mit einem Sack zu fangen anweist, um sie irgendwo in Nacht und Kälte stehen zu lassen, ein Brauch, der über weite Gebiete verbreitet ist.

Zu den früher behandelten Bezeichnungen für ‚schwül, drückend heiß‘ wie *bruetig* (*brüetig*), *timmer*, *itumpfig* (*-tümpfig*), *tünstig* (*töüstig*) gesellen sich *topp*, belegt aus dem Kanton Bern (ohne das Oberland), aus Davos und Obersaxen in Graubünden und Visperterminen im Wallis, *toppig*, ebenfalls aus Bern, *tupp*, in dieser Bedeutung nur aus Freiburg, *tüppig* für Aargau, Basel, Berner ‚Unterland‘, Glarus, St. Gallen (teilweise), Schaffhausen, Thurgau, Zug, Zürich, und (mit verstärkendem *in-* wie im erwähnten *itumpfig*) *itüppig* für Glarus. *Es git g'wüß no nes G'witter, es isch schützlech topp* (Bern). *Wie isch es Brüetig überei, se tüppig, chüm z'verlide; der Gugger sell hüt Schrīber sī!* (Meinrad Lienert). Während *topp* und *tüppig* sich geographisch ziemlich klar scheiden, so verwirrt sich das Bild sofort, wenn wir die oben genannten Synonyme einbeziehen. Der – an sich verlockende – Versuch, die Verbreitungsangaben für alle diese Bezeichnungen in einer Karte darzustellen, würde an den zahlreichen, mitunter mehrfachen Überlagerungen scheitern. Dies mag z.T. mit den recht erheblichen Altersunterschieden unseres mundartlichen Materials zusammenhängen, d.h., was sich als Miteinander im selben Raum präsentiert, könnte in Wirklichkeit zeitliches Nacheinander sein. Besonders aber ist zu bedenken, daß etwa *timmer*, *tünstig* sich mit *topp*, *tüppig* auch in dieser gemeinsamen Bedeutung ‚schwül‘ nicht vollkommen decken, sondern Nüancierungen des Grades und der Nebenvorstellungen (‚bei bedecktem Himmel‘, ‚feucht-warm‘ usw.) enthalten; in solcher Weise ist wohl auch das Nebeneinander von *brüetig* und *tüppig* im Lienert-Zitat zu deuten. Es überrascht, daß bei *topp* das Berner Oberland als das vorauszusetzende Bindeglied zum Wallis und den Bündner Walsern in Davos und Obersaxen fehlt. Genauer gesagt, fehlt dort die Bedeutung ‚schwül‘, nicht aber das Wort selber; der Berner Oberländer verwendet es im

Sinn von ‚feucht, muffig‘; in dieser Bedeutung ist es auch im Freiburgischen, teilweise im Wallis, im Walserdorf Rimella (im Piemont) sowie im Urnerland gebräuchlich: *Mīs Hūs isch fasch* (sehr) *topps* (Rimella), *e toppi Mūr* (Jaun), die (Kaffee-) *Bōne wārded topp* in einem feuchten Schrank (Bristen). Auf ehemals weitere Verbreitung dieses Gebrauches läßt der folgende Beleg schließen: «Ein Loch durch die Mur beim Roßstall brechen, wyl er ganz fucht und topp gsin» (1643/44, Amtsrechnung von Aarberg). Zum Schluß dieses Abschnittes sei darauf hingewiesen, daß PAUL ZINSLI den Problemkomplex der Wörter *topp*, *tupp*, *tüppig* samt den zugehörigen Namen wie *Toppwald* und ähnlichen in der «Zeitschrift für deutsche Wortforschung», 1960, S. 144ff., behandelt hat.

Tapfer, aus der Schriftsprache im Sinn von ‚mutig‘ bekannt, ist unsern Mundarten nur in gewissen Wendungen wie einen *tapfer verbrügge*, beim Essen *tapfer drī* (*drūflōs*) *haue*, *tapfer lūge*, geläufig, und so empfinden wir diese Redensarten als leicht scherzhaft. Dahinter steckt jedoch die ältere Bedeutung ‚kräftig, energisch, tüchtig‘. In den vielzitierten Worten: «Tuond um Gotts willen etwas dapfers» (geschrieben im Feld bei Kappel 1529) beschwört Zwingli den Zürcher Rat, statt der bisher nur ungenügenden endlich wirksame, energische Vorkehren für die Kriegführung zu treffen. Sich zu solchen Maßnahmen mit ihren möglichen Folgen durchzuringen, erfordert von den Verantwortlichen ein hohes Maß an Mut, und so läßt sich an diesem Beispiel der Übergang zur modernen Bedeutung ‚mutig‘ leicht verstehen. Als Zeugen für den älteren Wortgebrauch mögen noch angeführt werden: «(Die Eltern sollen) die kind zuo anderen een, zuo denen sy gar kein hertz und willen nit habend, nit zwingen, sunder sust mit vernunfft und uffzug (Aufschub) oder guotem, dapfferem bericht abrichten» (H. Bullinger), und «Die Anna lounnit des ersten tapfer, jedoch zeletst ergab si sich und bekannt sich» (1530/33, Zürcher Ehegerichtsakten). Ein kleiner Schritt führt von ‚kräftig, tüchtig‘ zu ‚stattlich, ansehnlich‘: «Ein guoter, dapferer bannstein mit beyder herrschafften wappen verzeichnet» (1550, Grenzbereinigung zwischen den Herr-

schaften Schenkenberg und Rheinfelden), «eine dapfere summ... zum wenigsten doch 50000 kronen» (1525, Bern).

Unser ältestes Zeugnis für ‚mutig, unerschrocken‘ stammt aus Halbsutters Lied auf die Schlacht bei Sempach: «(Gott gab den Eidgenossen) strenge herz und manneskraft und daß si tapfer kartend iez gegen der ritterschaft», doch erst vom 16. Jahrhundert an setzte sich diese Bedeutung allmählich durch anstelle älterer Ausdrücke wie «küen, frisch, mannlich, redlich»: «(Durch das Reislaufen werde) das gantz land der mannlichsten und tapfferisten inwoner... beroupt» (Stumpfs Reformationschronik 1536). Ein St. Galler klagt 1565 vor dem Rat, seine Frau habe «im ain pfannen mit südhaißem öpfelmuos an das herz geworffen» und dazu über ihn gespottet: «Ey... du bist mir so tapfer, daß du mich dörffest schlachen.»

Tüpfli (eine Ableitung aus dem uns fremden ‚Topf‘) bezeichnete ursprünglich ein meist metallenes Pfännchen mit oder ohne Stiel, mit drei Füßen versehen, das vorwiegend zum Kochen des Kinderbreis diente (daher die Zusammensetzungen *Chinde-*, *Mues-*, *Bappetüpfli*). In dieser Verwendung war das Wort, wie es scheint, über unser ganzes Gebiet verbreitet, vielleicht mit Ausnahme des Wallis (oder haben wir nur eine Materiallücke?), ist nun aber größtenteils mit der Sache außer Gebrauch gekommen. Ein Basler Inventar von 1545 erwähnt «4 eerin düpfli, 6 ysen pfannen, 5 möschin pfannen», eines aus Bern von 1608 «an küpfernem Züg... 1 große Pfannen, 1 klein Pfännli, ein Düpfli uff dryen Füëßen.» *Eier i 's Tipfi schlah*, ‚Spiegeleier zubereiten‘, verzeichnet Matthys (†1866) in seinem handschriftlichen Nidwaldner Wörterbuch. Eine ebenfalls im letzten Jahrhundert im Knonaueramt notierte Redensart: *Bist schwarz wie-n-es Tüpfli und se tumm: es stād, wo me 's histellt*, leitet über zur heute noch geläufigen, verbreiteten Schelte für Mädchen und Frauen (im Kanton Bern gelegentlich auch für Männer) ‚dummes, einfältiges, eingebildetes Geschöpf‘. Dafür zwei Beispiele: *Chiendid iez die Tüpfli vo Ladejumpfere... nid rede wie 'ne de Schnabel g'wachsen ist?* (Schleitheimer Bote 1937). *Es jungs Düpfli, wo der Narr g'frässe het amene schön 'dräite Schnäuzli* (Josef Reinhart).

Un-dār gehört zu jener nicht ganz kleinen Gruppe von Wörtern, die sich noch mittelhochdeutsch, dann aber nicht und nirgends mehr belegen lassen außer in einzelnen unserer Dialekte; es bedeutet ‚ungefügig, ungünstig‘ u.ä. und ist speziell aus dem Berner Oberland bezeugt, wie übrigens auch *tärr*, welches (auch im Wallis) im Sinn von ‚eigensinnig, halsstarrig, trotzig‘ belegt ist und (man möchte sagen: dementsprechend) das Rätsel seiner Herkunft noch nicht preisgegeben hat.

Ein bedeutungsmäßig unerfreuliches Paar ist auch *tāre* – *tāre*, ersteres im Sinn von ‚tändeln, betasten, langweilig und zwecklos sich mit einem Gegenstand befassen‘, letzteres, nach Stalders Definition, ‚überaus langsam und träge in Reden und Handlungen sein‘. Sprachliches *Tāre* gilt, meist nach der Meinung der Nachbarn, als charakteristisch für einzelne Mundarten; so sagt etwa der Entlebucher: (*D'*) *Gäuer hei ke schōni Sprāch, si lāle wi si Brei im Mū(l) hätte, und tāre so grūsili, si wärde nid fertig.*

Etymologisch eins, aber zweimal entlehnt (aus dem Spätlateinischen bzw. dem Französischen) und deshalb in Form und Bedeutung so verschieden, daß getrennte Behandlung angezeigt schien, sind «Tarraß» (bzw. *Täris*) einerseits, *Terrasse* bzw. (*Tarässe*) andererseits. «Tarraß» ist zuerst aus dem Zürcher Richtebrief (2. Hälfte des 13. Jahrhunderts) bezeugt als eine Art Bedachungsmaterial: «Mit ziegeln odir mit tarrassen tekin». Häufiger ist die Bedeutung ‚(als Geschützstellung dienender) Wall‘, wozu die «Tarraß-Büchs» gehört, das Positionsgeschütz. So hatten die Schwyzer nach Vadians Bericht bei der Belagerung von Rapperswil 1443 «ainen tarris geschlagen nachend bi der stat und darin glait etlich stuk stainbuchsen... und als es nacht ward, schluedend si ainen andern tarres noch nächer.» Harmloser ist demgegenüber der *Täris* oder das *Tärisli*, ein Gefängnis, in das man (nach Stalder) ‚wegen geringer Vergehungen‘ geraten konnte.

Im Berner Mittelland und im angrenzenden Aargau erscheint ‚Terrasse‘ wenigstens teilweise noch in der Form

Tarässe. E zimäntigi Tarässe mi(e)ch si besser weder e Chiselb'setzi, schreibt Simon Gfeller 1919 (und meint damit den gepflasterten Vorplatz vor dem Haus).

Die *Darre* bzw. *Täre*, eine Vorrichtung zum Dörren von Obst usw., steht am Anfang einer ganzen Sippe von Wörtern im ‚Bedeutungsfeld‘ des Austrocknens. Formal sind fast alle Vokalvarianten vertreten, nämlich (neben -a-) -e- in *der(r)e* = dörren, *Der(r)i* = Dörreinrichtung, -o- im Berner Oberländer *dorr* (mit der Variante *durr*) = dürr sowie in *dor(r)e*, *verdor(r)e* usw., endlich -ü- in *dürr* (mit der Nebenform *dirr*), das allerdings erst im 166. Heft Platz findet.

Im gewerblichen und bäuerlichen Leben spielten die ‚Darren‘ einst eine beachtliche Rolle. Die jeweilige Feuerpolizei mußte sich ihrer auch annehmen, so etwa in Zürich 1418: «Alle die, so in ünser statt habern derren oder sieden wellen, (sollen) swerren... das sy alle die wile... ein gelten mit wasser und einen menschen daby haben, der getrűwlich zuo dem für und zuo der tarre sehe und vergoume, das kein schad davon geschehe.» Die Redensart *uf der Täre ha*, ‚im Plan haben, beabsichtigen‘ bzw. ‚zu gewärtigen haben‘ scheint eine zürcherische Eigentümlichkeit zu sein; *si händ gwűß wider öppis uf der Täre, wirst dänn wol g'seh*, heißt es im Oberland.

Chalch-Darre ist heute noch verbreiteter Flurname, aus ältern Quellen aber auch appellativisch im Sinn von Kalkofen, Kalkbrennerei bezeugt. So etwa aus dem Baurodel der St.-Oswald-Kirche in Zug: «Item den kalch, den Heini E. geführt hat von der kalchtarren, dar us gemacht ist worden die mur um halben kilchhof, den selben kalch het geschwelt (d. h. ‚gelöscht‘) Heini E. und Hensli M.» Auffälligerweise ließ sich das Wort in außerschweizerischen Wörterbüchern nicht nachweisen.

In eher feuchte Zusammenhänge führt der etymologisch ungeklärte Ausdruck *Terras* = Branntwein, wie die synonymen, auch nicht sicher zu deutenden *Bärli* und *Rasu* aus dem aargauischen Lindenberg bezeugt. Eine klare Durchschaubar-

keit ist in diesem Sachbereich ja auch nicht unbedingt zu erwarten.

Die Abschnitte über *dër I* (Pronomen) und *dër II* (Artikel) werden den Leser, welcher nicht mit speziell sprachwissenschaftlichem Interesse an sie herantritt, nicht besonders locken, bieten sie doch einen eher abstrakten, unanschaulichen Stoff in ziemlicher Breite dar, den man vielleicht eher in einer Grammatik sucht als im Wörterbuch. Da die einst in Aussicht gestellte schweizerdeutsche Grammatik aber noch in weitem Felde ist, war der Versuch einer eingehenden und doch möglichst knappen Darstellung im Wörterbuch zu wagen. Dabei wurden das (Demonstrativ- und Relativ-)Pronomen und der bestimmte Artikel aus praktischen Gründen gesondert dargestellt, obgleich dieser aus jenem hervorgegangen ist, zunächst nur eine besondere Anwendung von jenem war: *där Ma* = dieser Mann, *där Ma wo-n-i g'seh ha* = derjenige Mann, welchen ich sah, *der Ma wo-n-i g'seh ha* = der Mann, den ich sah.

Das Demonstrativum *dë(r)*, *die*, *das* ist zunächst im engsten Sinne zeigend (deiktisch), auf etwas vor Augen Liegendesweisend, etwa in der Wendung, mit der man einen Gast zum Essen nötigt: *Nāt doch! Dā wa das ist, ist no mē!* Oder im bekannten Fingerzählvers: *Das ist de Tūme. Dä frißt gärn Rūme. Dä ist i Bach ie g'falle. Dä het en useg'schleikt* (usw.). Bekanntlich sind die Zeigepronomen gern durch Ortsadverb verstärkt bzw. differenziert: *dä(r) Baum dā*, *dä(r) Baum de(r)t*, auch verdoppelt: *dä da dā* usw.

Weiter weist das Demonstrativum auf etwas, woran man nur denkt: etwas vorher Erlebtes, Erwähntes oder überhaupt Bekanntes. *Dir wüßet ja, im Summer isch ds Gongstangße albe bi sīr Gramamma, wo die Campagne het am Gerzesē* (Otto von Greyerz). Von hier aus wird das Pronomen zum Stellvertreter eines Substantivs, das sonst wiederholt werden müßte: (Der verlorene Sohn) *gōt und hānkt si an e Burger us der Gegni und lōt nit nō, bis en dä uf sīs Landguet use schickt für d'Säu z'hüete*. Und so kommen wir dann zu dem typisch mundartlichen... *und dä(r)*..., das in sehr loser, anspruchsloser, bloß anreihender Form Sätze verknüpft: *Da gāt er und*

lauft aneme Burger im säbe Land nāe, und dä häd en g'heiße uf sīni Ächer use gā goge de Söue hüete.

Oft weist *dä(r)/die/das* – auch dies ist charakteristisch für die Mundart, die nicht streng logisch denkt und unterscheidet – nicht auf etwas Erwähntes, sondern bloß auf etwas damit im Zusammenhang Stehendes zurück, etwas, das man eben ohne weiteres mitdenkt: (Einem von einer Schar Buben, die sich am Sonntag langweilen) *chunt... z'Sinn... mi chönnt i d's Tam-büre Tēl echli go Chriesi erhabere. Mir natūrli was gisch was hesch übers Fäld ie und uf dä Chriesboum ue.* (Es war vorher von keinerlei Baum die Rede.)

Schließlich kann *dä(r)/die/das* fast jede objektive Zeigfunktion verlieren, aber dafür etwas Subjektives zeigen: die gefühlsmäßige Beteiligung des Sprechenden: Bewunderung oder Abneigung, Aufregung usw. *Das Wätter! Die Freud!* Sooder erzählt aus dem Haslital: *Es ischd im Herbst g'sin und hed uber Nacht es Grāwwi g'schnīd g'häben. Im Gaden hein mer e frischg'färleti Lōse g'häben. Am Morgen bin i abbi uf e Rüß gan mälhen, (da) chund e Mords Cheibe Lōsen ubere Rüß dasanha... wa-n-i bi zem Atte chun, han i dä g'frägd, warum das är jetz eimmel o d'Lōsen heigi üsg'lān, das tieji doch dārren nid göd. Was, d'Lōsen üsg'lān? seid Dratt, dē ischd doch im Gaden. Eghein Mentsch hed dē üsg'lān.* Wenn die Erregung des Sprechenden steigt, häufen sich die Demonstrativa, d. h. sie treten auch an Stellen auf, wo sonst bloß ein Personalpronomen stünde (‚kein Mensch hat sie ausgelassen‘) oder der bloße bestimmte Artikel: *D's Chüngi het das G'mächt* (die zerplatzten selbstgenähten Turnhosen) *g'schouwet. Das Tuech! het's zue ma sälber g'siit, we 's scho vam dünnsten u billigsten ist g'si, aber das Tuech!* (Maria Lauber), und nachher: *Das schöne Tuech! Das Gält!* Das bedeutet soviel wie (ganz objektiv ausgedrückt): Das Tuch reut mich sehr. Am frappantesten sind wohl Ausdrücke wie: *Das wird mir au g'spässig!* ‚mir wird so seltsam‘, oder: *Wie das chalt worden ist!* – wo hinter dem *das* ja kaum eine greifbare Vorstellung steht; es ersetzt, verstärkt einfach das sogenannte ‚unpersönliche‘ *es*.

Das ist das expressive, emphatische *dä(r)/die/das*: was uns stark erregt, das tritt uns fast leibhaftig vor Augen, so daß wir

fast mit Fingern – oder eben mit dem Zeigpronomen darauf zeigen können. Wenn wir es damit auch beim Gegenüber hervorrufen, wird das emphatische zum evozierenden *dä(r)*.

Zum Schluß sei noch auf mehr oder weniger isolierte Kasusformen des Pronomens hingewiesen. Aus dem partitiv gebrauchten Genetiv *däre/dere* (eigentlich Genetiv Plural mit der Bedeutung ‚von diesen‘ oder Genetiv Singular feminin ‚von dieser‘) hat sich sozusagen ein eigenes partitives Pronomen entwickelt, das so, vor allem aber in der adjektivischen Weiterbildung *därig/derig* ‚solch‘ weithin und häufig gebraucht wird. Dabei ist der ursprüngliche Bezug auf den Plural oder den Singular des Feminins meist verloren gegangen, so daß man heute auch sagt: *Gimmer no chli dere*, gib mir noch ein wenig davon (von diesem)! Nur in gewissen Bergmundarten hat sich die alte Form des Singular Mask. und Neutr. erhalten: *Gimmer no chli desch!* sagt z. B. der Klosterser. Mit dem unbestimmten Artikel ist *dere(n)* namentlich in Graubünden zusammengewachsen: *deren e Ma* ‚von diesen ein Mann = ein solcher Mann‘ wird zu *derne Ma*, *derne Frau* usw., dann aber sagt man auch *derni Frau* usw., d. h. man beginnt *derne* zu flektieren wie *größe* (dasselbe begegnet bei *so-n-e* ‚so ein‘, aber in andern, innerschweizerischen Mundarten: *e sone Ma*, *e soni Frau*).

Außerdem kommt der alte Genetiv *des* in adverbialer Verwendung vor, ausgehend von einer Bedeutung ‚von diesem weg, von diesem aus‘. So in zeitlichem Sinn noch bei Gottlieb: «Komm nur (wenn du ein Darlehen brauchst), sagte Lisi; wir nahmen ja auch schon bei dir. Ja, sagte Hans mit einem Seufzer, aber es ist lang dessen.» Räumlich, mit Richtungsadverbien zusammengewachsen, in den bekannten, vor allem berndeutschen *desūf* und *desab*, *desuhi* und *desabhi*, *desī* und *desūs*, *desinhi* (-*inha*) und *desusi* (-*usa*), *desume* usw. Abstrakt aber als alte Vergleichspartikel: *Wer uverschamt ist, läbt des bas* ‚um so (desto) besser‘.

Hier schließen sich dann noch 30 Zusammensetzungen an, eigentlich sind es Zusammenwachsungen von Präposition und Demonstrativ, die ihrerseits als Adverb (z. T. auch als Konjunktion) fungieren: von *über-däm*, *indes/-desse/-däm*, *under-des/-desse/-däm* über *näch-däm* bis zu *zwischen-däm*.

Von den seltenen Zusammenwachsungen von Adverb und Demonstrativ wollen wir nur *morn-des* ‚am folgenden Tage‘ nennen (ursprünglich ‚morgen von da, von diesem aus‘); wir brauchen *morndes* (in gewissen Mundarten statt dessen *morndrigs*), mit Bezug auf die Vergangenheit, beim Erzählen: *Der Ätti... ist ge d'Schueh salbe und mid dem Patsch g'gange* (ging um Taufpaten aus) *und i bi moredesch ase säxendrīßg-stündige... getaufd cho*, erzählt der Davoser Hans Valär.

Beim bestimmten Artikel vielleicht mehr noch als beim Pronomen läßt sich schon aus der vorangestellten sogenannten Formentabelle viel Aufschlußreiches herauslesen, wenn man die Mühe nicht scheut, sich in diese trockene Sammlung von Angaben zu vertiefen. Es zeigt sich hier wieder einmal, daß unser Wörterbuch selbst auf dem Gebiet der Morphologie und Formengeographie sehr vieles und Genaues zu bieten hat, obgleich sein Material nicht systematisch erhoben ist und dadurch die strenge Gleichzeitigkeit und die gleichmäßige räumliche Streuung eines Sprachatlases entbehrt.

Charakteristisch für die Mundart ist die extreme Reduktion der Lautform des Artikels, häufig bis auf einen einzigen Laut: *d'Frau*, *'s Chind*, ja auf noch weniger, auf ein bloßes Lautelement: *d'Gable* (gesprochen *Ggable*, wobei nur noch die Verhärtung *gg* statt *g* den Artikel anzeigt), und in *d'Tante*, gesprochen *Tante*, bleibt objektiv überhaupt nichts mehr, ebenso in *a Bach* ‚an den Bach‘ – man «empfindet» hier den bestimmten Artikel nur, weil man «weiß», daß etwas beim Substantiv stehen muß und die andern Möglichkeiten anders klingen (unbestimmter Artikel *e Tante*, *an e Bach*; Possessivpronomen *mī Tante* usw.). Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß in bestimmten Stellungen die Reduktion nicht so weit geht: In höchstalemannischen Mundarten bleibt *di* bewahrt im Typus *di Tante*, z. T. auch *di Gable*; fast allgemein gilt *di* vor Adjektiv: *Di jung Frau*, *di junge Lūt* – dies aber gerade nicht im höchstalemannischen Wallis: *d'jungi Fröü*, *d'jingu Līt* (ebenso wieder jenseits unserer Nordwestgrenze im Elsaß). Diese Verhältnisse erörtert jetzt RUDOLF MEYER in der kürzlich als Band XIII der «Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung» herausgekommenen (bewußt

ganz unabhängig von unserer Darstellung verfaßten) Dissertation anhand des Materials des Sprachatlasses der deutschen Schweiz. Material und Deutung stimmen durchaus mit den unsrigen überein. Deutlicher aber kommt in unserem Material eine entsprechende Erscheinung beim Neutrum heraus, wo R. Meyer *das* vor Adjektiv nur aus dem Beitrag zur schweizerdeutschen Grammatik VIII für Glarus kennt, während wir es auch für das Sarganserland und das Bündner Rheintal und vor bestimmten (pronominalen) Adjektiven für ein noch größeres Gebiet belegen konnten.

Aber auch die Verwendung des bestimmten Artikels zeigt manches Eigenartige und Bemerkenswerte. Einerseits wiederholt sich die bekannte Erscheinung, daß verblaßte Wörter in unsern Mundarten noch mehr von ihrem ursprünglichen Gehalt bewahrt haben (etwa *sī* ‚sein‘ nicht bloß als Kopula, sondern noch als Vollverb im Sinne von ‚leben, existieren‘: *Dā cha me sī*); anderseits ist die «Abwertung» sogar noch weiter fortgeschritten als in der Schriftsprache.

Bei der Bewahrung volleren Sinns denken wir etwa an die Fälle, wo der bestimmte Artikel des Schweizerdeutschen ein Possessivpronomen der Hochsprache ersetzt: *I säge s der Frau* = ich werde es meiner Frau sagen. (Bekanntlich wird das Hochdeutsche da seinerseits noch vom Englischen übertroffen: *He took his hat with his hand and put it on his head*; das Schweizerdeutsche bildet gleichsam den andern Flügel).

Umgekehrt geht der Hauptharst unserer Mundarten in der bloß noch mechanischen Setzung des bestimmten Artikels zu allen ‚bestimmten‘ (bekannten) Begriffen so weit, daß kaum mehr etwas übriggeblieben ist von der alten Regel, nach der an sich bestimmte Begriffe den Artikel nicht erhalten (so späalthochdeutsch «nah sunnun sedelgange», ‚nachdem die Sonne z’*Sädel*, zur Ruhe gegangen ist‘ beim St. Galler Mönch Notker und noch: «(Die Rebleute) söllent am werk sin, so sunn ufgat, und nit darab e denn sunn undergat», um 1450, Bern) und erst recht nicht solche, die unindividuell, als Allgemeinvorstellungen gebraucht werden (wie das im Englischen noch durchaus gilt: *such is life*, so ist das Leben, *sō isch ’s Lābe*). Im Schweizerdeutschen (wie weithin im Oberdeutschen) muß der bestimmte Artikel sogar bei Personennamen stehen: *De*

Hansli und 's Trudi – doch wieder mit der bezeichnenden Ausnahme des Höchstalemannischen. Wieweit hier die Artikellosigkeit noch gilt, konnte anhand eines großen Materials in den wichtigsten Zügen dargestellt werden.

Das *Tiröl* galt früher offenbar als typisch für eine abgelegene Gegend. Das zeigt sich in den Redensarten wie: *Dä g'chännt die ganz Wält und 's Tiröl* (Zürich), *Adie, (Guet Nacht) Wält, ich gangen i 's Tiröl* (Bern, Solothurn, Zürich). Die *Tiröler* sind in Graubünden geschätzt als Saisonarbeiter in Feld und Wald; es heißt von ihnen, sie *heiend albig mē chönne as uf föüf zelle* (Molinis). Als wandernde Krämer kannte man sie im ganzen Land, doch scheinen sie oft das obrigkeitliche Mißfallen erregt zu haben. Vor dem Chorgericht des Haslitals wird 1737 einer «verklagt, weil er Inzüg von Türollren am Samstag z Nacht bis Sonntag bewührte». In Uri wird 1820 verordnet, «daß allen Quacksalbern, Pfuschern, Schreyern, Tyrolern und überhaupt jedermann, der nicht anerkannter Arzt ist, es verboten sey, innerliche Medizin oder Arzney zu verkaufen.»

Unter dem Stichwort *Tier* verdienen zwei Spezialisierungen besonderes Interesse. Als Bezeichnung für Rotwild, namentlich weibliches, ist das Wort in unsern ältern Quellen gut belegt, z. B.: «Das ouch niemant enkein rotgewild, das sind hirtzen und tier, sol vahlen», «hochgewild alß hirtz, thierer, recher» (1424 bzw. 1583, Zürich). Die Basler Stadtrechnung von 1518/19 enthält eine Einnahme aus dem Verkauf von «einem hirtzen unnd zweyen tierlin, uß dem graben komen». Man hielt (und hält z. T. heute noch) solche «Tier» gern in Stadt- oder Burggräben; in Zürich führte sogar ein Mitglied des Kleinen Rates, der als «Tierherr» bezeichnet wurde, die Aufsicht darüber.

Im Alpengebiet versteht man unter *Tier* speziell die Gemse, sofern man nicht die Ausdrücke *Gams, Gäms, Gams-, Gäms-tier* vorzieht. *Wenn es Tschuppli Gemschtier ime 'Pirg dopne weide, se ist z' meire e Geiß mit eme Gitzi uf eme hōije Stein... wo sch' uber alles üs g'seiht, und die het d' Wacht* (J.R. Stoffel, Avers). Als geschätztes Wildbret wurden Gamsen häufig

geistlichen und weltlichen Würdenträgern als Aufmerksamkeit «verehrt». In den Schwyzer Landesrechnungen z.B. finden sich wiederholt entsprechende Ausgabenposten, so: «Ußgeben um Gambßtieren, so man gebrucht als der Wichbischoff ist hie gsin und man dem Hr Ambassador zue Raperschwyl verehrt» (1621). «Den 6. Wintermonat hab ich dem Freiherrn von Schwarzberg ein Gambsthier geschickt, weil er sich anerbotten, uns um den Feldkirchischen Zins zue helfen» (1634). Die «Kilchgenossen der evangelischen Kilchen im Linthal» sandten 1602 dem Rat von St. Gallen «zum Zeichen unsers danckbaren Gmüets gegen der großen bewisnen Fründtligkeit ein par Gamsthier auß unserem Fryberg... vermeinende, wil sömlich Gwild bey euch seltzam (selten), werdend s willigklich auff- und annehmen». Diese Tradition hat noch in jüngster Zeit ihre Fortsetzung gefunden: *Im Herbst 1964 hät d' Glarner Regierig zwei Gamstier schüße lū und uf Losann g'schiggt*, als Dank für die Bewirtung an der Landesausstellung.

Unter den Zusammensetzungen mit *Tier* stößt man auf eine stattliche Zahl von Tierbezeichnungen, von denen kein Zoologiebuch etwas weiß. Es sind gespenstische Wesen in Gestalt eines Tieres, am häufigsten eines Kalbes oder Hundes, seltener einer Katze oder Kröte, oder dann keinem realen Tier vergleichbar. Vom *Fedetier* in Wassen berichtet J. Müller in seinen Urner Sagen: «Am meisten Ähnlichkeit hatte es mit einem großen Hund; auf der Stirne leuchtete... ein großes feuriges Auge wie eine Butzenscheibe; (es) ließ ein furchtbares Gebrüll hören... Leute, die es sahen, kamen mit geschwellenem Kopf und Ausschlägen nach Hause.» Über das *Schältier* in Bern spottet Gotthelf: «Das wollen hundert Leute gesehen haben, und frägt man sie darum, so hat dasselbe jeder anders gesehen; nach den einen ist es vornen ein Ungeheuer, hinten ein gewöhnlicher Hund; nach den andern ist das Ungehörige hinten, das Gewöhnliche vornen.» Manchenorts heißen diese Spukgestalten einfach *Dorftier*; meist aber empfangen sie den Namen von der Gegend, in der sie ihr Unwesen treiben, so die bereits erwähnten *Fede-*, *Schältier* (*Schāl* = *Metzg*), das *Spaletier* in Basel, das *Gäutier* im Solothurnischen, das *Trottetier* in Brugg, das *Ham-*

merbachtier in Hallau, das *Türtier* im oberen Toggenburg usw. Eine genauere Durchsicht dieser Namen zeigt, daß die Nordostschweiz relativ schwach vertreten ist. Ob dies ein bloßer Zufall unseres Materials ist oder ob sich darin der nüchterne Sinn der Bewohner spiegelt, muß vorläufig dahingestellt bleiben.

Die Wortfamilie *Tōr* (,Narr'), im Mittelhochdeutschen mit zahlreichen Gliedern bezeugt, ist in der heutigen Schriftsprache (nach dem Duden 1967) nur noch mit acht Wörtern vertreten, in unserm Wörterbuch (die Zusammensetzungen eingerechnet) mit rund vierzig Wörtern, wovon allerdings nur ein kleiner Teil heute noch lebendig ist. Schon das Stichwort *Tōr*, das in der ältern Sprache einen ,Dummkopf' (wie heute), aber auch einen ,Irr-, Schwachsinnigen' bezeichnete, lebt bei uns nur noch in den Zusammensetzungen *Tōrebueb* (Nordostschweiz), *Tōrebueberei* (Kanton Zürich) sowie in *Tōrejoggel*, *-chegel*, *-chind* und *Tōrejoggelsache* ,Dummheiten' (alle im Kanton Zürich). Ein entsprechendes feminines *Tōra* ist noch aus dem Wallis bezeugt, während »Törin« bei uns ausgestorben ist.

Von den verschiedenen Adjektiven, die zu dieser Wortsippe gehören, sind einige ebenfalls außer Gebrauch gekommen (so »torhaft«, »torig« und »torlich«); andere weichen offenbar immer mehr auf kleinere Gebiete zurück und entwickeln zum Teil abseitige Bedeutungen. So kommt *tōrsch* (aus *tōrisch*) nur noch im Appenzellerland und im Toggenburg vor, dort in den Bedeutungen ,verstört, betäubt, schwindlig', auch ,übelhörend, niedergeschlagen', hier in der Bedeutung ,frech', die vielleicht an das Verb *töre* ,wagen' angelehnt ist, aber – wie bei andern Adjektiven dieser Familie – aus der Vorstellung ,zu wenig überlegt, unbesonnen' entstanden sein wird. Das dem neuhochdeutschen Wort ,töricht' entsprechende Adjektiv (,des Verstandes, der Vernunft ermangelnd') ist aus unsern Mundarten erst in jüngster Zeit verschwunden; noch im letzten Jahrhundert ist es in der Lautung *tōrächt*, *tōrecht* (also ohne Umlaut) nachgewiesen für die Kantone Basel (Breitenstein 1864), Bern (Zyro) und Zürich (A. Corrodi 1860) und in der Form *tōret* für das

Fürstenland (*e tōrete Mensch*). *Tōrchtig*, das um die Silbe *ig* erweiterte Adjektiv, scheint im Kanton Zürich in den Formen *tōrchtig* oder *tōchtig* noch weithin lebendig zu sein – ein letzter Beleg erreichte uns im Januar 1968 –, und es sind hier auch die Substantive *en Tōchtig* ‚Dummkopf‘, *Tōchtigi* f. ‚Idiotie‘ und (aus Fischental) die Wendung *e Tōrchtigi tue* ‚sich einfältig benehmen‘ gemeldet; ganz vereinzelt steht daneben ein älterer Beleg aus Basel: *dōrechtig due* ‚sich zur Abwechslung seiner tollen Laune überlassen‘, eine Bedeutung, die dem toggenburgischen ‚frech‘ nahesteht. Auch in der ältern Sprache greift das Adjektiv «toracht(ig)» über die Bedeutung ‚töricht‘ (man denkt da an das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen) hinaus, auch über die beim Substantiv *Tōr* erwähnte Bedeutung ‚(von Geburt an) geistesgestört, geistig beschränkt‘, die noch bei den Zürchern Jakob Stutz und Heinrich Messikommer oder etwa in einem militärischen Inspektionsbericht von 1713 aus Richterswil faßbar ist; das Wort kann auch, mehr vom moralischen Verhalten aus gesehen, ‚mutwillig, dreist‘ meinen. In diesem Sinn jedenfalls verwendeten die Krieger des sogenannten Saubannerzuges von 1471 das Wort, wenn sie ihren wilden Auszug «das torechte leben» (oder «torechtig leben») nannten, wie es der Chronist Schilling in seiner Berner Chronik festgehalten hat: «Als etlich der Eidgnossen knecht und jung muotwillig lüte in dem torechtigen leben gen Jenf wolten gezogen sin und do mit gewalt einen brantschatz reichen (Überschrift). Und von wem si gefragt oder angezogen wurden, was ir sachen oder fürnemen were, so gabent si ze antwurt, es were das torechtig leben, darin si zuosamen als hoch und türe gelobt und gesworn hetten, das ouch si dem nachkomen und überein nit underwegen lassen, oder aber alle darumb sterben wolten.» Auch bei weiblichen Personen kann sich «toracht(ig)» auf das moralische Verhalten beziehen: ein «torechtes wib», eine «torechte frouw» ist eine ‚Dirne, Konkubine‘, und Zwingli verwahrt sich an einer Stelle scharf gegen den Vorwurf, er «habe geprediget, Maria sye ein torecht wyb xin wie ein andre trüll.» Merkwürdig ist dann noch die Bezeichnung *’s tōrchtig Öderli* für die empfindliche, beim Anstoßen heftig schmerzende Stelle am Ellbogen (Stäfa,

Mönchaltorf). Schließlich ist in einem Berner Arzneibuch (wohl aus dem 18. Jahrhundert) «thöricht» auf einen kranken Hund bezogen; das Wort ist hier wohl als ‚tollwütig‘ zu deuten. In einer Zeit, da man die Hunde noch nicht impfen konnte, wie das heute aktuell ist, behalf man sich folgendermaßen: «Wenn mann einem Hunde ein wenig Weibermilch zu trinken giebt, so sol er die Zeit seines Lebens nicht thöricht werden.»

Ein Verb *töre* (‚betören‘) mit seinen Zusammensetzungen *über-*, *er-*, *vertöre* ist in unserer ältern Sprache gut und schon früh belegt, z. B. das Partizip «ertöret» im 13. Jahrhundert im Osterspiel von Muri in der Frage des Wächters an Christi Grab: «Geselle, der hie bi mir lac, hortest du den tonrenslac, olde (oder) bin ich ertöret?» (‚von Sinnen‘); in der heutigen Mundart ist außer einer durch den Reim gehaltenen Form *betört* in einem Schaffhauser Volksreim (*Hettisch g’loset, hettisch g’hört, hettisch d’ Ore nid betört*) offenbar nur noch *vertöre* lebendig, doch auch dieses nur in den ja häufig konservativen Mundarten der Kantone Bern und Wallis sowie der südlichen Walserkolonien.

Weit lebendiger und noch in den meisten Mundarten verbreitet sind dann das mit *l-* erweiterte Verb *törle* und seine Zusammensetzungen *übertörle*, *üftörle* und *vertörle*, in der ältern Sprache auch «betörle». Diese Verben bilden den heute vitalsten Zweig der Familie *Tör*. Ihre Bedeutung reicht von (negativem) ‚täuschen, verführen‘ über ‚tändeln‘ bis zu (positivem) ‚beschwichtigen‘ und ‚(sich) gut unterhalten‘. Da wird im 16. Jahrhundert den Täufern vorgeworfen, daß «si vil (viele Leute) übertörlett hand», oder in Ehe- und Vaterschaftsangelegenheiten beschuldigen die Angeklagten andere: «Sy het inn übertörlet» (1527, Zürich) bzw. «Claus N. hab sy übertörlet, das sy ebrüchig worden» (1549, Luzern); nachbarlicher Neckerei wissen die Thurgauer zu begegnen: *En Türgauer löt si ned so liecht übertörle, wie d Züribieter māned*. Man kann andere (oder auch sich selber) bei Spiel und Geplauder *vertörle*, mit gewissen Hintergedanken oder rein zum Vergnügen, und im Emmental kann dann *vertörle* auch heißen ‚ein Kind beaufsichtigen, hüten‘. Seltener bezieht sich *vertörle* statt auf eine Person (mit Verschiebung des Objekts)

auf Geld oder Zeit: die Zeit ‚angenehm vertreiben‘ oder aber ‚töricht verbummeln‘, Geld ‚unnütz ausgeben‘.

Im Kanton Uri wie in einigen Bündner Dörfern kommt die Tierbezeichnung *Dōrele*, *Dõrele* (und ähnlich) vor. So versteht man unter *Dorälä* f. in Nufenen (nach dem Gewährsmann Trepp), *Dörele* im Schanfigg, *Tērälä* im obern Urnerland wie unter *Dürele* in Valzeina (nach dem ungedruckten Bündner Wörterbuch von Martin Tschumpert) den Ohrwurm, unter einer *Dõrele* (nach Christian Lorez) in Medels und Nufenen den Tausendfüßler und unter einer *Dürele* in Vals angeblich den Holzwurm. Tschumpert nahm seinerzeit an, der Ohrwurm sei nach seinen Fühlern, die wie Dornen aussehen, benannt, doch sprechen die Prättigauer Form *Ürele* und die von der Ostschweiz bis ins Berner Oberland verbreiteten Formen *Or(e)le*, *Örle*, *Oreler* für einen Zusammenhang mit dem Wort ‚Ohr‘; die *Dõrele* ist also ursprünglich *d'Orele*. Mit der Zeit ist nun die Form mit angewachsenem Artikel den Sprechern undurchsichtig geworden, so daß man im Dörfchen Göscheneralp (das jetzt im Stausee untergegangen ist) eine verdeutlichende Zusammensetzung *Oretēreler* bildete und in Vals und im Rheinwald den Namen offenbar auf ähnliche Tierchen übertrug.

Den Schluß des Heftes 165 nimmt das Wort *Tor* (Stadt-, Zaun-, Himmelstor usw.) ein, dessen Zusammensetzungen schon ins nächste Heft hinübergreifen. Wir machen auf den Aufsatz im Anhang aufmerksam und behalten uns eine gründlichere Besprechung im Zusammenhang mit dem bedeutungsähnlichen Wort *Tür* für einen spätern Jahresbericht vor.